

Fragen vor chinesischen Mauern

Eine skeptische Reise ins Reich der Mitte · Von Marcel Reich-Ranicki

Wieviel Einwohner hat die Volksrepublik China? Das weiß niemand. Denn die letzte Volkszählung wurde 1953 durchgeführt. Amtlichen Angaben zufolge beträgt die Zuwachsrate jährlich zwei Prozent. Aber diese Angaben stammen aus dem Jahre 1965. Wie hoch ist die Rate jetzt, nachdem die Regierung alles Erdenkliche getan hat, um den Geburtenzuwachs einzuschränken? Niemand kann die Frage beantworten. So läßt sich die Einwohnerzahl nur schätzen. 920 Millionen? Oder vielleicht 940 Millionen? Oder schon 960 Millionen? Zehn, zwanzig Millionen mehr oder weniger – darauf komme es, sagt man mir in Peking, doch nicht an.

In Schanghai interessiert mich die dort besonders große Zahl der Arbeitslosen. Es seien, höre ich, vierhundert bis fünfhunderttausend. Wirklich? Am selben Tage informiert mich ein anderer chinesischer Gesprächspartner, diese Zahl sei nicht falsch, aber betreffe die Arbeitslosigkeit nur unter der jugendlichen Bevölkerung Schanghais. Was stimmt? Man kann es nicht erfahren. Theo Sommer berichtet in seinem vor wenigen Monaten erschienenen Buch „Die chinesische Karte“, er habe nach der Zahl der Rundfunkgeräte in China gefragt. Einmal wurden ihm sechzig Millionen genannt, bei anderer Gelegenheit nur zwanzig Millionen.

Wollen die Chinesen die wahren Zahlen verheimlichen? Mag sein. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß sie selber sie gar nicht kennen. So groß in diesem Land die Bürokratie (das merkt der Ausländer schon nach einigen Tagen), so gering das Interesse für Statistik. Und kann man den wenigen statistischen Angaben und anderen amtlichen Verlautbarungen auch trauen?

Die Redaktion der Peking-„Volkszeitung“ (Auflage: weit über sechs Millionen Exemplare) hat zugegeben, daß von ihr Nachrichten erfunden wurden, die das Leben in China in rosigerem Licht erscheinen lassen sollten. Wann? Während der berühmten „Kulturrevolution“, also zwischen 1966 und 1976? Nein, nicht nur. Derartiges hat man, laut öffentlichem Eingeständnis,

noch 1979 praktiziert.

Warum sollten wir eigentlich annehmen, daß die unmittelbar dem Zentralkomitee der Partei unterstehende „Volkszeitung“ die einzige chinesische Instanz war, die es bis zum Ende der siebziger Jahre für angebracht hielt, Unwahres zu verbreiten? Und was spricht dafür, daß es 1980 tatsächlich anders ist und sein wird?

Jedenfalls haben wir Anlaß genug, viele westliche Journalisten zu bewundern: Nach einem meist sehr kurzen Aufenthalt, dessen Verlauf von einer chinesischen Behörde geplant wurde, und ohne sich mit der Bevölkerung verständigen zu können, haben sie allem Anschein nach keinerlei Hemmungen, die innenpolitische Situation und die wirtschaftlichen Leistungen dieses Landes zu beurteilen und uns über die Industrieproduktion Chinas zu informieren, über das Bruttosozialeinkommen und über die Wachstumsrate in der Landwirtschaft.

Gewiß, wir dürfen reisen. Aber in dem gigantischen Reich sind nur wenige Städte für Ausländer zugänglich. Wer eine Stadt besuchen möchte, die nicht zum üblichen Programm gehört, wird belehrt, daß diese Stadt im Grunde nicht interessant sei, daß es dort keine ordentlichen Hotels gebe oder daß sie sich ungünstiger Verbindungen wegen schwer erreichen lasse. Das alles kann stimmen.

Wo wir uns aufhalten dürfen, können wir uns auch umsehen, aber stets in Begleitung eines uns zugewiesenen Dolmetschers, auf dessen Hilfe wir in der Tat angewiesen sind. Es sind zuverlässige und beflissene Betreuer. Sie lassen uns ungern allein.

Wir dürfen, ja wir sollen allerlei besichtigen – Fabriken und Universitäten, wissenschaftliche Institute und landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften, Museen und Warenhäuser. Diejenigen natürlich, deren Besichtigung sich lohnt. Und was sich für Ausländer lohnt, entscheidet das zuständige chinesische Amt. Ihm unterstehen auch die Dolmetscher. Es hat schon alles seine guten Gründe.

Tuchföhlung auf dem Fahrrad

Peking ist eine dunkle und staubige, eine traurige Stadt. Im Sommer, sagt man mir, sehe sie etwas freundlicher aus. Doch die großen Wohnblöcke, die den Einfluß der sowjetischen Architektur der fünfziger Jahre mit bedauerlicher Deutlichkeit erkennen lassen, können in der warmen Jahreszeit schwerlich schöner sein. Hier wurde an allem gespart – an Farbe und Baumaterialien, an Phantasie und Geschmack.

Diese deprimierenden grauen Blöcke sind indes nur Betoninseln in einem Ozean. Es ist ein Ozean aus Lehm. Denn die meisten Bewohner Pekings leben in niedrigen, jämmerlichen Lehmhütten. Sie sind nicht kanalisiert. Gibt es in den lieblosen Mietskasernen Toiletten mit Wasserspülung? Ja, aber in der Regel haben mehrere Wohnungen, oft sechs bis acht, eine einzige gemeinsame Toilette. Ähnlich ist es mit den Küchen – über eine eigene verfügen nur die Privilegierten.

Die wenigen Hauptstraßen sind asphaltiert und auch einigermaßen beleuchtet. Auf den anderen, den nur notdürftig gepflasterten, ist die Beleuchtung eher symbolisch. Der Verkehr macht die Stadt nicht heller, sondern noch unheimlicher. Die Autos fahren nur mit Standlicht.

Und die Radfahrer? Der längst klischeehafte Vergleich der Chinesen mit einem Heer blauer, emsiger Ameisen ist nicht so abwegig, nur trifft er in den Großstädten weniger auf die Fußgänger zu als auf die Radfahrer. Da die Autobusse nicht eben oft verkehren und deshalb auf beängstigende Weise überfüllt sind, da man Privatautos im heutigen China nicht kennt (es gibt tatsächlich kein einziges) und da kaum jemand den Arbeitsplatz zu Fuß erreichen kann, läßt sich das Leben ohne Fahrrad nicht vorstellen: Ob Kellner oder Künstler, Straßenfeger oder Student, Waschfrau oder Wissenschaftler – jeder ist auf das kostbare und kostspielige Fahrzeug angewiesen.

Die Folge kann man in ganz Peking und zu allen Tageszeiten beobachten: Nur selten gelingt es den Radfahrern, Tuchföhlung zu vermeiden. Daß sie einen etwas beunruhigenden Eindruck machen, hat freilich einen einfachen Grund: Die Chinesen haben zwar vor Jahrtausenden das Papier, den Buchdruck und das Schießpulver erfunden, doch die Fahrradlampe, eine eher simple technische Vorrichtung, kennen sie, so will es scheinen, immer noch nicht.

Um sich ein Fahrrad kaufen zu können, braucht man einen Bezugsschein. Und den braucht man auch für Reis und Zucker, Fett und Seife, Schuhe und Textilien. Um die Mode kümmern sich die Chinesen nicht: Alle, ob jung oder alt, ob Männer oder Frauen, tragen die gleiche, meist blaue, bisweilen olivgrüne Einheitskleidung, jene Jacke, die wir Mao-Jacke nennen. Dies, werde ich belehrt, sei falsch, denn nicht Mao Tse-tung habe sie eingeführt, sondern schon viel früher Sun Yat-sen, der Gründer der chinesischen Republik. Darauf macht man mich so häufig und so nachdrücklich aufmerksam, daß ich schließlich begreife: Hier geht es nicht um ein Kleidungsstück. Hier geht es um Wichtigeres – nämlich um Mao.

Da alle genauso angezogen sind und sich gegen die Kälte auf die gleiche Weise schützen (keine Mäntel, wohl aber viele lange Unterhosen, Unterhemden und Pullover – alles unter jener eintönigen Einheitskleidung), kann man auf der Straße nicht erraten, womit sich die Menschen beschäftigen: Die Universitätsprofessoren sehen so aus wie die Männer der Müllabfuhr, die Schriftsteller nicht anders als die Arbeiter, die das Straßenpflaster ausbessern.

Und ihre Einkünfte unterscheiden sich sowenig wie ihre Garderobe: Gymnasiallehrer, Ingenieure oder Hochschuldozenten (im Alter unter vierzig Jahren) erhalten ungefähr das gleiche wie Taxichauffeure, Straßenfeger oder ungelernete Arbeiter.

Inmitten der Stadt Peking gibt es ein Bauwerk, das ungeachtet seiner Schlichtheit auf westliche Journalisten eine noch größere Anziehungskraft ausübt als jene kaiserlichen Paläste, jene Tore und Tempel, die von der Revolution und der Kulturrevolution verschont blieben. Dorthin pilgern die Touristen, dort stehen, staunend und bewundernd, die Berichterstatter aus aller Welt. Sie wissen: Dieses Bauwerk ist ein Symbol. Und viele der westlichen Besucher meinen, es sei ein Zeichen des Fortschritts und der Freiheit,

zumindest der Hoffnung. Es ist die Rede von der Mauer der Demokratie.

Eine genau umgrenzte Fläche – es mögen hundert oder zweihundert Quadratmeter sein – ist freigegeben: für Beschwerden und Vorschläge, für die Wünsche der Unzufriedenen und vielleicht sogar für die Klagen der Nörgler. Was nirgends in China möglich ist, in keiner gedruckten Zeitung und in keinem Rundfunksender, das darf man hier: seine Meinung sagen.

Darf man es wirklich? Werden die Artikel, bevor man sie an die Mauer kleben kann, zensiert? Werden diejenigen, deren Artikel die Partei für töricht oder schädlich hält, später belehrt? Und wie findet das statt? Wie ergeht es den Verfassern unwillkommener Artikel, wenn sie von ihrer Einheit, der Wohnblock-Gemeinschaft oder der Belegschaft am Arbeitsplatz, einen Bezugsschein brauchen, für ein Paar Schuhe etwa oder ein Fahrrad?

Auf alle Fragen erhalte ich unklare, ausweichende oder widerspruchsvolle Antworten. Sicher ist: Viele Artikel – und das gilt für Wandzeitungen auch in anderen Städten – wurden von vornherein verboten oder nach kurzer Zeit beseitigt. Wäre also diese Oase der Freiheit nur eine Fata Morgana? Sicher ist ferner: Wo man eine Mauer der Demokratie nötig hat, gibt es keine Demokratie. Und nicht die künftige Freiheit symbolisiert, wie naive westliche Journalisten meinen, dieses beklebte Bauwerk, sondern vorerst die gegenwärtige Unfreiheit.

Trotz der ungünstigen Witterung stehen auf dem breiten Bürgersteig vor der Mauer Hunderte von Chinesen. Sie kümmern sich nicht um die Europäer mit ihren Fotoapparaten und Notizblöcken, sie lesen ernst und aufmerksam die vielen Artikel. Ab und zu nicken sie, offenbar zufrieden mit dem, was da gesagt wird.

Schon einmal habe ich Menschen beobachtet, die gebannt und hoffnungsvoll auf eine Mauer starteten und die dem Ort eine gleichsam mythische Autorität zuzusprechen gewillt waren. Trotz aller Unterschiede: Die Pekinger Mauer der Demokratie erinnert mich an die Jerusalemer Klagemauer. Hier wie da wenden sich die Menschen an einen Adressaten, von dem sie Hilfe erwarten. Und beide Mauern können Wunder bewirken. Voraussetzung ist freilich, daß jene, die da lesen oder beten, auch glauben – an die Partei oder an Gott. Übrigens: Bevor ich China wieder verlassen habe, war die Mauerzeitung liquidiert. Nein, sagte man mir,

nicht ganz liquidiert, sondern nur verkleinert und vom Zentrum in einen etwas entfernten Park verlegt. So ist das überall: Wer glauben will, glaubt immer weiter.

Monument aus dem Mittelalter

Noch eine Mauer ist zu besichtigen, die berühmte, die „Große“, die Chinesische Mauer. Ein beliebtes Motiv der Weltliteratur, meist von europäischen Dichtern besungen, die nie hier waren. Woher rührt die Attraktivität dieses Motivs? Natürlich: Die chinesische Mauer ist ein Symbol, ein Topos, außerordentlich suggestiv und zugleich leicht verfügbar wie ein Versatzstück. Doch was symbolisiert sie? Engstirnigkeit, Barbarei, Naivität, Angst, Hochmut? Selbstsicherheit oder Mangel an Selbstsicherheit? Das hängt von demjenigen ab, der sich dieses Motivs bedient. Das alte Bauwerk gleicht einer Projektionsfläche, auf der zum Vorschein kommt, was sich im Bewußtsein des Autors abspielt.

So stehe ich vor der breiten und hohen Mauer, die sich hier, nicht weit von Peking, durch eine herbe und karge Gebirgslandschaft windet und die irgendwo in weiter Ferne im Nebel verschwindet. Es ist kalt, es bläst ein rauher Wind. Aber ich denke nicht an Literatur, nicht an Kafka und nicht an Frisch. Auch diese chinesische Mauer erinnert mich an eine andere, nein, an zwei andere Mauern – an die in Warschau, errichtet im Jahre 1941 und abgetragen in den Jahren 1944 und 1945, und an die in Berlin, errichtet 1961 und noch immer nicht abgetragen.

Diese beiden deutschen Monumente ähneln sich auffallend, man sollte das nicht vergessen. Wer weiß, ob es nicht dieselben Architekten waren, die sie entworfen haben? Gewiß, die chinesische Mauer zeugt von besserem Stilgefühl und etwas mehr Phantasie als die deutschen Bauwerke. Der entscheidende Unterschied ist jedoch ein anderer: Die eine stammt aus dem dunkelsten Mittelalter, die beiden anderen sind Produkte unseres zwanzigsten Jahrhunderts.

Noch ist die Sonne nicht untergegangen, doch will es mir scheinen, als sei es sehr kalt geworden.

Auch den am Stadtrand von Peking gelegenen Sommerpalast der kaiserlichen Familie muß man gesehen haben. Die Bezeichnung ist irreführend. Denn es ist ungleich mehr als ein Gebäude, es sind hier viele Paläste und Brücken, Pagoden und künstliche Seen, hier gibt es

auch einen fast einen Kilometer langen Gang am Seeufer, eine überdachte Promenade, die mit farbigen Darstellungen mythologischer Szenen geschmückt ist. Das Wunderlichste: ein Schiff aus Marmor mit steinernen Schaufelrädern, ein Ort für Sommerfeste, das sich eine Kaiserin um die Jahrhundertwende erbauen ließ.

Ein großer Teil dessen, was man hier sehen kann, wurde gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts oder noch später errichtet oder zumindest umgebaut oder erneuert. Es erinnert an Bühnenbilder zu Puccinis „Turandot“. Fragend blicke ich auf den chinesischen Kunstkenner, der mich begleitet. Er schweigt, seine Aufgabe ist es, mich zu informieren. Wertungen gehören nicht dazu. Er ist verlegen. Ich muß an die Schlösser Ludwigs II. von Bayern denken. Ist es ein Trost, daß die gekrönten Herrscher hier wie da zwischen Kunst und Kunstgewerbe nicht unterscheiden konnten?

Man empfiehlt mir den in der Innenstadt auf einer sanften Anhöhe stehenden Himmelstempel, das Wahrzeichen Pekings. Es ist ein mit Terrassen aus weißem Marmor umgebener Rundbau. Zwar wurde der Tempel im fünfzehnten Jahrhundert errichtet, doch brannte er 1889, von einem Blitz getroffen, ganz aus. Was wir vor uns haben,

ist also eine Rekonstruktion. Dies sei, meint der Reiseführer, die schönste Tempelanlage Chinas. Mein deutscher Freund, ein bewährter Chinakenner, geht noch viel weiter: Für ihn sei es das schönste Gebäude der Welt.

Ja, es ist in der Tat sehr schön, die Proportionen sind herrlich, und die Farben leuchten prächtig, zumal heute, da der Pekinger Himmel blau und makellos klar ist. Aber noch während ich bewundere und staune, werde ich plötzlich von einer Vision überfallen: Ich sehe diesen wunderbaren Tempel inmitten einer Disney-Landschaft. Da wäre, scheint mir, dieses bunte, lackierte Spielzeug gerade am Platz. Natürlich verheimliche ich diesen respektlosen Gedanken vor meinem Freund, er würde ihn nur kränken.

Jedes Kunstwerk ist letztlich das, was sich der, der es betrachtet, *aus ihm macht*, was *es ihm bedeutet*. Es tut mir leid, aus diesem einzigartigen Himmelstempel kann ich mir nichts machen. Er mag vollendet sein, aber er weist nicht über sich hinaus, er bedeutet mir nichts. Er ist mir – zugegeben: auf vollkommene Weise – fremd. Das schönste Gebäude der Welt? Welches würde ich nennen, wenn man mich danach fragte? Wohl Schinkels Schauspielhaus am Berliner Gendarmenmarkt.

Eine Sensation im Zoo

Historische Sehenswürdigkeiten gibt es in Nanking kaum. Zwar hat die Stadt eine dreitausendjährige Geschichte, doch was vielleicht sehenswert war, ist im Laufe der Jahrtausende und Jahrhunderte verfallen oder zerstört worden. So bleibt mir nichts anderes übrig, als in den Zoologischen Garten zu gehen. Es ist ein trüber Tag. Dennoch drängen sich in den Alleen und vor den Käfigen Tausende, Erwachsene und Kinder. Doch plötzlich werden die Menschen unruhig, wenden sich von den Käfigen ab, rufen sich etwas zu, verständigen sich miteinander durch Zeichen. Kein Zweifel, es gibt eine Sensation. Aber es ist weder ein Löwe noch eine Giraffe oder ein Rhinoceros. Die Sensation bin ich.

Jawohl, ich mache Konkurrenz den Nilpferden und den Riesenschlangen. Man folgt mir ganz ungeniert, man gafft mich an, ich werde umringt. Die mich staunend begleiten, ohne das Kamel auch nur eines Blickes zu würdigen, die offensichtlich ihre Kinder über das sonderbare Wesen aus einem fernen Land belehren – es sind, so will es scheinen, friedliche, wohlwollende
Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von der vorigen Seite

Fragen vor chinesischen Mauern

Menschen: Sie nicken mir freundlich zu, sie wollen mir nichts antun, sie möchten nur ihre Neugier befriedigen. Allerdings wäre die Sensation noch größer, wenn der weiße Fremdling, die Langnase, blonde Haare hätte.

In der Nähe von Nanking befindet sich die berühmteste Brücke Chinas: Sie führt über den Jangtsekiang, hat eine Länge von mehr als sechs Kilometern, besteht aus zwei Ebenen (eine für Autos und eine für die Eisenbahn) und ist weder originell noch besonders schön. Dennoch gibt es hier, was zunächst kurios anmutet: ein geräumiges und für chinesische Verhältnisse fast luxuriös ausgestattetes Empfangsgebäude.

Dem Gast wird Tee serviert, dafür muß er aber einen längeren Vortrag über dieses Bauwerk erdulden. Eine adrett gekleidete junge Dame, die nur chinesisch spricht, rezitiert mit gelangweilter Stimme technische Informationen und statistische Angaben. Mir wird mitgeteilt, wieviel Tonnen Stahl oder Zement nötig waren, um diese Brücke zu bauen. Da ich nicht weiß, wieviel Stahl oder Zement eine Brücke über den Main oder die Elbe beansprucht, haben diese Zahlen zumindest für mich keinerlei Sinn. Alles, was ich hören muß, ist langweilig und überflüssig.

Hier jedoch geht es nicht um Technik oder Architektur, sondern um den Stolz einer Nation, die sich ebenso ihrer langen Geschichte bewußt ist wie ihrer nicht zu verheimlichenden Rückständigkeit. Die Russen sollten die Brücke bauen, zogen aber, als es 1960 zum Bruch mit Moskau kam, sofort ihre Fachleute zurück und ließen die vorbereiteten Einrichtungen schleunigst abtransportieren.

Menschen unterwegs mit Lasten

Die Chinesen standen vor dem Nichts oder, richtiger gesagt, vor dem trüben Wasser des breiten Jangtsekiang. Sie entschlossen sich, die Brücke – und dies wird immer wieder betont – ohne fremde Hilfe zu errichten. Die Bauarbeiten dauerten nicht weniger als acht Jahre und erforderten ungeheuerliche Opfer: Nie hat man bekanntgegeben, wieviel Menschen hier bei Unfällen umgekommen sind. Es sei, sagte man mir, eine erschreckende Zahl, man habe, um den Bau überhaupt zu Ende führen zu können, drakonische Methoden anwenden müssen.

Und was den Stahl betrifft und sonstige Materialien, so könnten die statistischen Angaben schon einen Sinn gewinnen, wenn der Reporter die Güte hätte, zu bedenken, auf welche Weise all dies hierhergekommen ist – nämlich von Menschen getragen, geschoben oder gezogen.

So war es damals? Nein, so ist es auch heute. Ich fahre kreuz und quer durch die große Stadt Nanking. Es ist bitterkalt, die Frauen und die Männer sehen unförmig aus, denn sie tragen heute offenbar zusätzliche lange Unterhosen. Auf den Straßen sieht man nur wenige Autos und überall Fahrräder, Karren und Wagen.

Jeder Bewohner Nankings, so will es scheinen, muß gerade etwas transportieren: Kisten und Kästen, Stangen und Röhren, Möbel und Lebensmittel. Nicht etwa Traktoren ziehen diese Wagen, nicht Pferde und Esel, sondern Menschen, Männer und Frauen und häufiger alte als junge. Genauso wurden einst die Materialien für den Bau der Chinesischen Mauer herbeigeschafft, so zogen die Ägypter und ihre Sklaven die Wagen mit den Steinen für den Pyramidenbau.

Die Chinesen haben vor bald zwei Jahrtausenden den Schubkarren erfunden. Das war eine gewaltige Leistung. Aber während ich den dichten Verkehr auf den schäbigen Straßen Nankings beobachte, frage ich mich im stillen, ob die Chinesen an dieser bahnbrechenden, nützlichen Erfindung im Laufe

der zwei Jahrtausende noch viel geändert haben.

An den großen chinesischen Universitäten können heute auch Stipendiaten aus der Bundesrepublik, aus Frankreich und anderen westeuropäischen Ländern studieren. Sie beschäftigen sich mit der chinesischen Sprache, mit der Literatur, der Kunst, der Geschichte Chinas. Man ist an ihnen interessiert und behandelt sie gut. Das heißt: Sie leben ganz anders als ihre chinesischen Kommilitonen.

Sie erhalten ein Stipendium, das mindestens doppelt so hoch ist wie das Gehalt eines chinesischen Lehrers oder jüngeren Universitätsdozenten – und oft noch ein zusätzliches Stipendium aus ihrem Heimatland. Sie wohnen zu zweien in einem Zimmer (während ein chinesischer Student einen Raum mittlerer Größe mit fünf oder sieben Kommilitonen teilen muß), dürfen warm duschen (die anderen nur kalt) und vom elektrischen Strom profitieren, wann und wozu sie wollen (bei chinesischen Studenten wird das Licht um zehn Uhr abends abgeschaltet, und es ist ihnen verboten, elektrische Geräte an die Leitung anzuschließen). In der Mensa befinden sich die Tische für die ausländischen Studenten und Dozenten in einem mit Wandschirmen abgetrennten Teil des Eßsaals; die Ausländer erhalten in der Regel das gleiche Essen, doch ist es in dem ihnen zugewiesenen Bereich ungleich bequemer und sauberer.

In den Toiletten freilich gibt es eine solche Trennung nicht. Die Ausländer können nur die für alle bestimmten Vorrichtungen benutzen. Diese sind zwar nach Geschlechtern geteilt, bestehen aber jeweils aus einem großen, sagen wir, Gemeinschaftsraum. Es gibt keine Klosettschüssel, und auch den „Donnerbalken“ der deutschen Militärlatrine kennt man dort nicht.

Die Damen aus Deutschland büßen in China ihre Schamhaftigkeit rasch ein. Eine junge Lehrerin aus der Bundesrepublik berichtet, sie sei, da sie in der Nähe der Universität wohne, auf die öffentliche Toilette nicht angewiesen, sie mußte aber von ihr, da die Sache keinen Aufschub mehr zuließ, einmal doch Gebrauch machen: „Als ich tat, wozu ich schließlich hierhergekom-

men war, wurde ich sogleich von den anwesenden Chinesinnen umringt: Sie konnten ihre Augen von mir nicht losreißen. Offenbar hatten sie noch nie gesehen, wie sich eine weiße Frau entleert. Was hatten sie eigentlich erwartet?“

Eine französische Kollegin ergänzt diesen Bericht: Sie ging in die Universitäts-Toilette, um einen Menstruationstampon auszuwechseln. Auch sie wurde von den Chinesinnen rasch umringt, die aber noch die gerade im Korridor sich aufhaltenden Frauen hineinriefen. Alle staunten sprachlos. Sie hatten noch nie Tampons gesehen.

Die harte und die weiche Klasse

Die Straßen und Plätze, die Bahnhöfe und die Flughäfen, die Autobusse und die Dampfer, die Läden und die Warenhäuser, die Teestuben und die Restaurants, die Kinos und die Theater – alles ist in China überfüllt. Aber der Ausländer hat darunter nur wenig zu leiden.

In den größeren Warenhäusern gibt es besondere Verkaufsräume für die Devisenbringer aus Europa oder Amerika. In den nicht gerade appetitlich ausschauenden Restaurants befindet sich der Saal für die Ausländer meist in einer oberen Etage: Dort sind die Tische gedeckt, es sieht etwas sauberer aus, und die Preise sind ungleich höher. Die ausgiebige Mahlzeit, für die der Chinese zwei bis vier Yüan zahlt, kostet den Gast aus der Bundesrepublik im selben Lokal weit über zwanzig Yüan. Die Angehörigen der Botschaften der dritten Welt kommen billiger weg, müssen jedoch erheblich mehr als die Chinesen bezahlen. Auch die Luxusrestaurants sind lieblos eingerichtet und, gelinde gesagt, ungemütlich. Die Bedienung erfolgt schnell, aber man erwartet von den Gästen, daß sie nach dem letzten Gang sofort den Platz räumen.

In der Bahn gibt es zwei Klassen – die „harte“ und die „weiche“. Wer eine Fahrkarte für die letztere hat, kommt mit der chinesischen Bevölkerung kaum in Berührung. Der Privilegierte betritt den Bahnhof durch einen besonderen Seiteneingang, kommt in einen Wartesaal, der nur für Ausländer und hohe Funktionäre bestimmt ist, von dort führt eine Tür oder ein kurzer Gang direkt zum Waggon der „weichen“ Klasse.

Der Zug von Nanking nach Schanghai braucht für die kaum dreihundert Kilometer lange Strecke mehr als fünf Stunden. Ich bin der einzige weiße

Mensch nicht nur im Waggon der „weichen“ Klasse, sondern im ganzen Zug. Der Dolmetscher hat mich zur Bahn gebracht, sein Kollege wird mich in Schanghai erwarten, unterwegs werde ich von der Schaffnerin betreut, die kein Wort in einer Fremdsprache kennt, mir unentwegt Tee anbietet und es offensichtlich nicht gern sieht, daß ich ihren Machtbereich verlasse, um mich in den anderen Waggons umzuschauen.

Vor Jahren bin ich in St. Louis am Mississippi in einen Autobus geraten, in dem es keinen einzigen Weißen gab. Rings um mich feindselige Blicke. Oder bildete ich es mir nur ein? Mir ist nichts passiert, aber ich atmete auf, als ich aussteigen konnte. Im Zug nach Schanghai verstummen, sobald ich auftauche, alle Gespräche. Die Verblüfung ist groß, die Stille jedoch nicht unheimlich.

Ein junger Mann, der wohl sein Englisch ausprobieren möchte, spricht mich an. Er möchte wissen, wo ich zu Hause bin. Das Wort „Germany“ kennt er nicht, die Verständigung ist unmöglich. Schließlich finde ich einen Namen, den er begreift: Berlin. Ich wandere weiter durch den langen Zug. Auf den Gedanken, hier könnte mir etwas zustoßen, komme ich überhaupt nicht.

In Schanghai, das sieht man auf den ersten Blick, ist der Lebensstandard höher als in Peking oder Nanking. Die Menschen sind hier besser und auch farbiger gekleidet, das Warenangebot in den Läden und Kaufhäusern ist erheblich größer, auf einer der Hauptstraßen drängen sich viele Leute vor einigen Schaufenstern. Denn dort sind Wunderwerke der modernen Technik ausgestellt: Farbfernsehgeräte, Stereo-Anlagen und verschiedene elektrische Apparate. All dies kann man sehen. Kaufen kann man es nicht.

Auch sieht man hier häufiger als in Peking oder Nanking jene riesigen Tafeln, auf denen noch unlängst die Losungen der Partei zu lesen waren und die jetzt ausschließlich der Reklame dienen. Es sind einigermaßen mysteriöse Tafeln.

Denn hier wird nicht nur Spielzeug oder Zahnpasta angeboten, sondern auch Coca-Cola, Whisky der Marke Johnnie Walker und amerikanische Zigaretten. Aber Coca-Cola, Whisky und amerikanische Zigaretten gibt es in China nur für Dollars, die die Chinesen nicht besitzen dürfen. Was soll das also? Auf anderen Tafeln wird für große japanische Lastwagen geworben.

Aber in China gibt es doch, wie schon erwähnt, kein einziges Auto in Privatbesitz. Noch einmal: Was soll das?

Etwas verlegen erklärt man mir, diese Reklame mache doch die Stadt bunter und schöner und bringe überdies Devisen. Von anderen Chinesen höre ich, die Werbung habe zu der gerade in Schanghai rasch wachsenden Kriminalität viel beigetragen.

Man hält es für möglich, daß manche westliche Artikel, die man jetzt nur in Schaufenstern und auf Reklametafeln sehen kann, in unferner Zukunft erhältlich sein werden. Und werden sie auch erschwinglich sein? Das wollte keiner meiner Gesprächspartner bestätigen. Übrigens gibt es in China keine Trinkgelder, niemand erwartet sie, kein Kellner und kein Taxichauffeur. Es fragt sich nur, wie lange dies so bleiben wird. Denn mit dem Angebot steigen die Bedürfnisse.

Ein Chinese erzählte mir von seinem Aufenthalt in der Bundesrepublik. Er war tief beeindruckt – doch nicht von Heidelberg oder Rothenburg, nicht vom Kölner Dom oder vom Hamburger Hafen, nicht von den Alpen oder der Nordsee. Unvergeßlich ist ihm vor allem Frankfurt. Dort war er im Kaufhof.

Eine peinliche Erinnerung

Was sich in China in dem Jahrzehnt zwischen 1966 und 1976 abgespielt hat, können wir uns schwer vorstellen. Man spricht von der Kulturrevolution. Eine Revolution war es nicht, sondern eine von der Kommunistischen Partei inspirierte und organisierte Massenhysterie. Aber mit Kultur hatte das Ganze doch viel zu tun: Es war eine gegen die Kultur gerichtete Bewegung.

Geist und Kunst wurden als volksfeindlich denunziert, Wissen und Bildung galten als reaktionär. Wer etwas geleistet hatte, wurde bestraft und gedemütigt: Studenten durften ihre Professoren verprügeln und zum Reinigen der Latrinen zwingen, Arbeiter meuterten gegen Ingenieure, Analphabeten gegen Künstler. Frauen hat man die Haare geschoren, Musikern brach man die Finger, weil sie Mozart oder Beethoven gespielt hatten, im ganzen Land wurden Unschuldige gefoltert, Kreuzigungen fanden statt.

Das alles, sagt man mir, gehöre der Vergangenheit an, die Opfer hätten den Tätern längst alles verziehen. Wirklich? Wir Mitteleuropäer haben da einige Erfahrung. Gewiß, wer gedemütigt wurde, kann verzeihen. Vergessen kann er

es nicht. Und wer gefoltert hat, kann es vielleicht vergessen und verdrängen. Wenn er jedoch eines seiner Opfer trifft, kann er es ihm nicht verzeihen. Daß er nämlich nicht wieder foltern darf.

Kulturrevolution – das ist die Chiffre für die historische Schande der Kommunistischen Partei Chinas. Aber darüber, sagt man mir, könne man schwerlich reden, da im Zentralkomitee zum großen Teil dieselben Funktionäre sitzen, die ihm auch während jenes schrecklichen Jahrzehnts angehörten. Meine Fragen, warnen mich deutsche Freunde, würden in dieser Hinsicht nicht viel ergeben.

An allem, sagt man mir in Peking, war die Viererbande schuld. Und wer war schuld, daß die Viererbande machen konnte, was sie wollte? Man antwortet mir ausweichend. Mao Tse-tung sei schon alt und krank gewesen. Auch in Nanking höre ich vor allem von der Viererbande, deren Macht offenbar unbeschränkt war. Ich weiß, daß einige meiner Gesprächspartner damals aufs grausamste mißhandelt wurden. Darf ich mich wundern, daß sie keine Lust haben, mit einem Ausländer über diese Zeit zu reden?

Aber in Schanghai ist es anders. Dies war schon immer Chinas unruhigste und ungebärdigste Stadt, hier wurde einst von Mao Tse-tung die Kommunistische Partei Chinas gegründet, hier machte sich am frühesten der Protest gegen die Kulturrevolution bemerkbar, hier redet man, wie sich bald zeigt, anders: klarer, aufrichtiger und auch aggressiver. Nur in vertraulichen Einzelgesprächen?

Der Schriftstellerverband in Schanghai gibt zu Ehren des Gasts ein Essen. Ich hatte solche Abende schon in Peking und Nanking erlebt, sie waren kurz und langweilig: offizielle Ansprachen mit vielen gut gemeinten Phrasen und dann ein mühsames Gespräch mit Hilfe eines Dolmetschers. Hier ist es genauso. Am Tisch sitzen sechs Schriftsteller. Fünf sprechen keine einzige Fremdsprache, der sechste hat zwar „Effi Briest“ übersetzt, will aber kein deutsches Wort sagen. Alle sind schon über fünfzig Jahre alt. Und natürlich ist da auch noch ein (übrigens sehr guter) Dolmetscher. Man redet von Frieden, Freundschaft und Zusammenarbeit.

Nach einer Stunde verliere ich die Geduld. Ob wir vielleicht zu politischen Fragen übergehen könnten? Ja, sagt der Mann, der den Vorsitz führt: „Bei uns gibt es keine Tabus.“ Er sieht aus wie ein alter Gepäckträger. Seine

Umgangsformen sind rauh, doch nicht unfreundlich, die Kleidung nachlässig. Es ist der Schriftsteller Wu Chang, ein alter Kommunist, der schon den Langen Marsch mitgemacht hat. Seine Erlebnisse aus dieser Zeit hat er in seinem bekanntesten Werk geschildert, dem Roman „Die rote Sonne“, der auch verfilmt wurde. Er ist Vizepräsident des Schriftstellerverbands in Schanghai.

Ich frage, wer denn eigentlich die Verantwortung für die Kulturrevolution trage. Wu schlägt mit der Faust auf den Tisch und sagt: „Mao.“ Seine Kollegen nicken. Es folgen wortkarge, aber eindeutige Erklärungen, die eher auf den einstigen Partisanen denn auf einen Literaten verweisen: Mao habe große Verdienste, doch ausschließlich in der Zeit vor der Befreiung. Er sei nicht imstande gewesen, dieses Land zu regieren, er habe viele Fehler gemacht und die Situation falsch eingeschätzt. Die Kulturrevolution könne man nur mit dem dunkelsten Mittelalter vergleichen, nur war es noch viel schlimmer. „Wir, die wir hier an diesem Tisch sitzen, konnten damals unseren Beruf nicht ausüben, wir wurden geprügelt und mißhandelt, wir saßen jahrelang im Gefängnis.“ Alle nicken bestätigend. „Meinen Sie, daß eine Wiederholung der schrecklichen Vorgänge möglich wäre?“ Wu antwortet: „Nein, denn ein Volk läßt sich nur einmal betrügen.“

In ganz China, zumal auf Bahnhöfen und in den Wartesälen der Flughäfen, kann man ein riesiges Ölgemälde sehen: Mao Tse-tung sitzt locker und gemütlich auf einem weichen Sessel. Er trägt bequeme Hausschuhe und lächelt freundlich, seine Hand ruht auf der Rechten des etwas nach vorn geneigten Genossen Hua Kuo-feng. Er hat ihm offenbar gerade ein Blatt übergeben, auf dem zu lesen ist: „Wenn du die Sache in der Hand hast, dann ist mir leicht ums Herz.“ Hua will also als der von Mao ausgewählte und gesegnete Nachfolger gelten. Will oder wollte? Es ist zumindest wahrscheinlich, daß ihm in unferner Zukunft daran gelegen sein wird, alle diese Bilder wieder verschwinden zu lassen.

Auf dem Rückflug unterhalte ich mich mit einem Ingenieur aus der Bundesrepublik. Er war schon zum zweiten Mal in China, er hat zusammen mit einigen Kollegen im Auftrag seines Konzerns Verhandlungen geführt. Es geht um eine große Industrieanlage. Er belehrt mich:

„Was wollen Sie eigentlich? Ich fürchte, Sie haben, bevor Sie nach Peking geflogen sind, Bücher von Sinolo-

gen gelesen. Aber Sinologen lieben China – und dem Urteil der Liebenden soll man nicht trauen. Ihr Blick ist immer getrübt. Reden wir doch offen: Das heutige China ist ein primitives, rückständiges Land. Man kann es vornehmer ausdrücken: ein Entwicklungsland. Ein großer Teil der Intelligenz hat China, als die Kommunisten siegen, verlassen. Und während der Kulturrevolution wurde der Rest der Intelligenz fast ruiniert. Kann man sich da wundern, daß es so ist, wie es ist? Ich habe schon in verschiedenen afrikanischen und asiatischen Ländern Verhandlungen geführt. Ich will schon lieber mit den Chinesen reden. Sie machen es uns sehr schwer. Aber sie wissen, was sie wollen. Ihre Argumente sind nicht unvernünftig. Ob das ein Anlaß zum Optimismus ist? Das hängt davon ab, ob man an die Vernunft glaubt – in China und anderswo.“

Unsere Maschine nähert sich Athen. In der Dunkelheit erkenne ich die Umrisse der Akropolis. Ich bin wieder zu Hause.

Klassenlos und umweltfreundlich: Ohne Fahrrad ist das Leben in China nicht denkbar.

Autobusse verkehren nur selten, und Privatautos gibt es nicht. So ist denn jedermann auf das kostbare Zweirad angewiesen.

Foto: Andreas Razumovsky

Vor bald zwei Jahrtausenden erfanden die Chinesen den Schubkarren. Karren und Wagen werden auch heute nicht von Traktoren, Pferden oder Eseln gezogen, sondern von Menschen.

Foto: Renate Schostack

Ein Versuch, sich nicht zu wundern

Über deutsche Literatur im heutigen China

Ein Treffen mit chinesischen Schriftstellern und Journalisten. Die anwesenden, meist schon etwas älteren Damen und Herren sprechen keine Fremdsprache, wir sind auf den Dolmetscher angewiesen. Die Stimmung ist gut und freundlich.

Man sei, höre ich, ganz außerordentlich an deutscher Literatur interessiert. Vor allem schätze man den Roman „Buddenbrooks, Verfall einer Familie“. Er erinnere nämlich an den (aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden) chinesischen Roman „Der Traum von der roten Kammer“, der die Geschichte mehrerer Generationen einer wohlhabenden Familie erzählt. Diese Parallele ist für mich neu, gern hätte ich Näheres hierüber erfahren.

Doch stellt sich heraus, daß sich meine Gesprächspartner an die „Buddenbrooks“ nicht mehr erinnern können. Andere Bücher von Thomas Mann kennen sie nicht einmal dem Titel nach. Und wie ist es mit den Werken anderer deutscher Autoren? Nach einiger Überlegung nennt man mir den „Werther“ und schließlich noch „Im Westen nichts Neues“. Ich versuche, mich nicht zu wundern und verständnisvoll zu nicken.

Nach einiger Zeit ist von chinesischer Literatur die Rede. Namen und Titel werden genannt, sie sagen mir nichts. Ich kann mit keiner Parallele aufwarten. Meine Gastgeber sind enttäuscht. Aber Sie haben wohl, werde ich höflich und ängstlich gefragt, den großen Lu Xun gelesen? Gewiß doch, stottere ich, der Name ist mir bekannt, allerdings habe ich noch nie... Die Chinesen versuchen, sich nicht zu wundern und verständnisvoll zu nicken.

So war es in Peking und in Nanking, in Schanghai und in Kanton. Fast immer offerierte man mir die „Buddenbrooks“ und den „Traum von der roten Kammer“ und in der Regel nichts mehr. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Ich spreche hier zunächst nicht von chinesischen Universitätsgermanisten und ihren Studenten, nicht von jenen, die an den Schulen Deutsch lehren oder lernen. Für alle anderen gilt — auch wenn sie mal ein Stück von Brecht oder gar eine Erzählung von Böll in den Händen hatten —, daß sie von deutscher Literatur nichts wissen.

Aber abgesehen davon, daß wir noch weniger von dem kennen, was die Chinesen geschrieben haben, drängt sich die simple Frage auf: Woher sollten sie denn eigentlich informiert sein?

Als 1949 die Kommunisten in China siegten, verließ ein Teil der Intelligenz das Land, darunter viele Schriftsteller und Kritiker, Literaturwissenschaftler, Übersetzer und Lektoren. In den fünfziger Jahren hatten die Chinesen andere Sorgen, als sich besonders intensiv um die Verbreitung ausländischer Literatur zu kümmern. Immerhin wurde einiges übersetzt, auch aus dem Deutschen. Aber da das Kulturleben damals unter sowjetischem Einfluß stand, befaßte man sich vor allem mit DDR-Autoren: Anna Seghers, Willi Bredel, Erwin Strittmatter.

Dem Bruch mit der Sowjetunion (1960) folgte schon nach wenigen Jahren jener 1966 beginnende Zeitschnitt, den man „Kulturrevolution“ nennt: Wissen und Bildung galten als bürgerlich und reaktionär, als volksfeindlich, alles Ausländische wurde verfehmt und bekämpft. China war rund zehn Jahre praktisch von der Außenwelt abgeschlossen. Erst seit Mitte 1976 durfte man sich allmählich wieder für europäische oder westliche Kunst und Literatur interessieren. Von dieser Liberalisierung hat mittlerweile, vorerst freilich nur in bescheidenen Grenzen, auch die deutsche Literatur profitiert.

Die Partei entscheidet

Was gibt es in chinesischer Übersetzung? Auf die einfache Frage ist eine zuverlässige oder gar vollständige Antwort nicht zu haben. Ähnlich wie die Statistik scheint auch die Bibliographie im Land der Mitte noch unterentwickelt zu sein. Professionelle Germanisten können nicht immer helfen. Böll? Ja, die „Verlorene Ehre der Katharina Blum“ sei erschienen. Und darüber hinaus? Nur einzelne Geschichten. In der nächsten Stadt wird behauptet, auch das „Gruppenbild mit Dame“ gebe es in chinesischer Sprache. Von Siegfried Lenz habe man „Brot und Spiele“ sowie „Das Feuerschiff“ übersetzt. Aber Siegfried Lenz und sein deutscher Verleger wissen hiervon nichts.

Brecht dringt erst jetzt nach China — man kennt „Mutter Courage“, den „Galilei“ und die „Tage der Commune“, hingegen wurde der „Gute Mensch von Sezuan“ bisher ausgespart. Für Brechts Chinoiserien haben die Chinesen offenbar keinen Sinn. Von Dürrenmatt kennt man nicht nur den Roman „Der Richter und sein Henker“, sondern auch das Stück „Die Physiker“, dessen Thema hier besonderes Interesse erweckt. Die Naturwissenschaften faszinieren die Chinesen ungleich mehr als die Literatur und alle Künste. Es hat also seinen guten Grund, wenn in diesem Land auf einer Briefmarke nicht etwa der Kopf Shakespeares oder Beethovens zu sehen ist, sondern ein Porträt Albert Einsteins und dazu die Formel $E=mc^2$.

Manches wird zur Zeit übersetzt, vieles geplant. Man muß bedenken, daß die Übersetzung eines Buches und der

drucktechnisch erheblich kompliziertere Produktionsvorgang in China viel mehr Zeit in Anspruch nehmen als in westeuropäischen Ländern. Vermutlich wird deutsche Literatur dort erst in zwei, drei Jahren in etwas größerem Umfang zugänglich sein. Doch schon jetzt läßt sich voraussagen, daß ihre Rezeption mit allerlei Überraschungen verbunden sein wird. Dies aber hat vor allem mit der Situation und der Funktion der Literatur im heutigen China zu tun.

Auf dem Nationalen Künstler- und Schriftstellerkongreß in Peking, im November vergangenen Jahres, erklärte Teng Hsiao-ping, der wichtigste Stellvertreter des Regierungschefs Hua Kuofeng, „für jedes künstlerische Werk, das zur Erziehung, zur geistigen Erleuchtung, zur Unterhaltung und zum ästhetischen Vergnügen“ beitrage, sei Platz vorhanden. Derselben Rede Tengs konnte man allerdings auch entnehmen, daß die Literatur nach wie vor der Parteipropaganda zu dienen habe.

Besteht zwischen diesen beiden Äußerungen ein Widerspruch? Nach chinesischer Ansicht nicht unbedingt. Die erste Verlautbarung hat man erfreut, wenn auch mißtrauisch zur Kenntnis genommen, die andere empfindet man als eine Selbstverständlichkeit.

Man braucht die Schriftsteller dazu nicht lange zu überreden, denn sie sind ohnehin bereit, die einzige Kraft zu unterstützen, die imstande ist, das riesige Land einigermaßen zu verwalten und die längst fällige Modernisierung in Gang zu setzen, also die Kommunistische Partei. Nur halten sich viele von ihnen (darunter auch langjährige Kommunisten) für reif genug, um selber zu entscheiden, was zur „geistigen Erleuchtung“ oder zum „ästhetischen Vergnügen“ des Volkes beitragen könne. Die Partei hingegen läßt keine Gelegenheit ungenutzt, die Schriftsteller daran zu erinnern, wer Herr im Haus ist und wer also darüber befindet, welche Bücher gedruckt, welche Stücke aufgeführt und welche Filme gedreht werden dürfen.

Erziehung wichtiger als Kunst

Bezüglich der generellen Aufgaben und der großen Ziele der Literatur sind nennenswerte Meinungsunterschiede kaum vorhanden. Die Spannungen und Schwierigkeiten entstehen auf einer anderen Ebene, auf jener nämlich, wo von den Rechten der Schriftsteller die Rede ist, von ihren Kompetenzen und Befugnissen. Was sich jetzt in China abspielt, ist nichts anderes als eine neue Variante eines fundamentalen Konflikts — jenes zwischen dem Kommunismus und der Kunst. Die Funktionäre schätzen die Schriftsteller als hochqualifizierte Illustratoren von Thesen und Einsichten, die ihnen vom Zentralkomitee vermittelt werden. Die Schriftsteller wiederum sind in der Regel zwar durchaus bereit, diese Thesen und Ein-

sichten zu akzeptieren, weigern sich indes, die Autorität der Partei auch in Fragen der Kunst anzuerkennen.

Mehr noch: Gerade die alten Kommunisten unter den Schreibenden fordern einen größeren Spielraum für die Auseinandersetzung der Literatur mit der unmittelbaren Gegenwart. Liu Binyan, ein Vertreter der älteren Generation, der vor etwa zwei Jahren rehabilitiert wurde und dessen Erzählung „Zwischen Mensch und Dämon“ viel Aufsehen innerhalb und außerhalb Chinas erregte, meinte unlängst in der „Pekinger Volkszeitung“, der Schriftsteller dürfe sich nicht den Widersprüchen der Gesellschaft entziehen und müsse vor allem den Lesern helfen.

Den Lesern und nicht der Partei? Offiziell gibt es natürlich keinen Unterschied, denn die Leser unterstützen, versteht sich, die Partei, und die Partei repräsentiert die Leser. Aber in Wirklichkeit ist auch in China die Kluft zwischen jenen, die herrschen, und jenen, die beherrscht werden, gewaltig. Die Schriftsteller — oder jedenfalls die besseren unter ihnen — verstehen sich dort als Sprecher der Erniedrigten und der Beleidigten. Und ebendas weckt freilich das Mißtrauen der Parteiführung.

Doch alle sind sich, so will es scheinen, einig, daß in der gegenwärtigen Phase der Entwicklung der literarische Ehrgeiz zwar nicht aufgegeben werden sollte, aber zurückzutreten habe. Jetzt käme es, wurde mir in China häufig gesagt, auf rasche und möglichst nachhaltige Wirkung an: Man will eine engagierte, gesellschaftskritische und betont pädagogische Literatur.

Während meines Besuches habe ich viel über neue chinesische Bücher, zumal über Theaterstücke und Erzählungen, gehört. Aber alle meine Gesprächspartner redeten ausschließlich von Inhalten und Handlungen, von Figuren und Motiven. Als ich nach der Schreibweise fragte, nach den Ausdrucksmitteln, wurde mir knapp bedeutet, daß zur Zeit Kleidung wichtiger sei als Schmuck. Und die hundert Blumen, von denen Mao Tse-tung gesprochen hat? Der Satz wird immer noch und bei jeder sich bietenden Gelegenheit zitiert. Nur dürfe man ihn nicht wörtlich aufzufassen. Denn schließlich seien Lebensmittel ungleich wichtiger als Blumen.

Natürlich hat dies alles den literarischen Geschmack und die Ansichten auch jener geprägt, die sich im heutigen China beruflich mit deutscher Literatur befassen. Zunächst einmal und ganz offen: Die Kenntnisse sind, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, minimal. Und das hat leider einleuchtende Gründe.

In der ersten Zeit nach der Befreiung, also in den fünfziger Jahren, standen die Professoren unter dem Einfluß der sowjetischen Germanistik. Während der Kulturrevolution galten sie als Repräsentanten des Bürgertums, der Reaktion, des Westens. Deutsch wurde nicht mehr gelehrt, und die nun überflüssigen Lehrkräfte hat man in Fabriken oder als Landarbeiter beschäftigt oder als Volksfeinde inhaftiert. Besonders häufig verwendete man Professoren zur Reinigung der Latrinen.

Vor etwa drei Jahren begann man, die Deutsch-Abteilungen an den großen Universitäten und Fremdspracheninstituten, zumal in Peking, Nanking, Schanghai und Kanton, wiederaufzubauen. Da aber zeigte es sich, daß es an allem fehlte: Es gab weder genügend Lehrkräfte noch einigermaßen vorbereitete Studenten, weder Bücher noch sonstige Hilfsmittel.

Auch heute ist der Zustand der deutschen Bibliotheken meist beklagenswert; und bei den älteren Dozenten, denen man bisweilen jetzt noch anmerkt, was ihnen während der Kulturrevolution angetan wurde, sind die Wissenslücken und die Niveauschwankungen sehr groß. Da trifft man Germanisten, die fließend Deutsch sprechen, und andere, die zwar ähnliche Posten bekleiden, deren Deutsch jedoch kaum verständlich ist. Da kann man sich mit älteren Professoren sehr wohl über Heine oder E. T. A. Hoffmann unterhalten, doch die Namen Döblin oder Musil, Trakl oder Benn haben sie nie gehört.

Doch wie immer es um die Kenntnisse bestellt sein mag — das Interesse ist enorm. Der Gast aus Deutschland wird ebenso von älteren wie von jüngeren Dozenten mit Fragen bedrängt, die erkennen lassen, daß man über die deutsche Literatur der letzten dreißig, ja fünfzig Jahre nur sehr bruchstückhaft und zufällig informiert ist. Immer wieder werde ich gebeten: „Erzählen Sie uns von Franz Kafka!“ Irgendwie ist der Name Kafka zwar bis nach China gedrungen, doch vorerst ein Mythos geblieben. Noch kennt man seine Werke kaum, aber man erwartet mit Spannung die Übersetzung des „Schloß“, an der zur Zeit gearbeitet wird.

Allerdings wird Kafka den Chinesen viel Kummer bereiten. Denn man ist dort gewohnt, die Literatur vor allem auf ihren Informationswert und ihre pädagogische Verwendbarkeit zu prüfen. Was hat der Autor bewirken wollen? Für Arbeiten, denen sich die eindeutige Beantwortung einer derartigen Frage nicht abpressen läßt, hat man keine Geduld. Daher fand Grass für seinen „Butt“, aus dem er im Herbst in Peking und Schanghai vorgelesen hat,

wenig Verständnis.

Einige Verwunderung löste er mit seinem natürlich gut gemeinten Ratschlag aus, die Chinesen sollten in ihrer Literatur nun vor allem die Sexualprobleme der Jugend behandeln. Es scheint indes, als hätten die Chinesen nicht das geringste Bedürfnis, sich in dieser Hinsicht von Deutschen belehren zu lassen. Im übrigen weichen ihre Vorstellungen vom Sexualleben von denjenigen der Westeuropäer so weit ab, daß Mißverständnisse offenbar schwer zu vermeiden sind. Jedenfalls wollte man von mir wissen, warum denn Grass pornographische Bücher schreibe.

Hilfe dringend nötig

Besuche aus der Bundesrepublik können ebenso für die Lehrkräfte wie für die Studenten von großer Bedeutung sein, werden jedoch ihren Zweck nur dann erfüllen, wenn man die Schriftsteller, Kritiker oder Germanisten, die in nächster Zukunft nach China reisen werden, vorher gehörig informiert. Sie sollten wissen, daß die Deutschkenntnisse der überwiegenden Mehrheit der Studenten sehr bescheiden sind und daß sie sich kaum für Literatur interessieren: Ihnen geht es nur um die Sprache, denn sie wollen in der Bundesrepublik Physik, Chemie oder Biologie studieren.

Wer im Auftrag des Goethe-Instituts ins Ausland fliegt, wird per Rundschreiben aufgefordert, Vortragsmanuskripte im Handgepäck mitzuführen. Für Chinareisende sollte es indes heißen: „Es wird untersagt, Manuskripte mitzunehmen.“ Denn Vorträge und Lesungen in deutscher Sprache haben dort wenig Sinn. Die Schriftsteller sollten unbedingt frei sprechen und vor allem über ihre Bücher erzählen, über ihre Arbeit und ihr Leben in Deutschland — und natürlich auch über ihre Kollegen.

Ferner sollten die hierfür zuständigen Institutionen, also vor allem Inter Naciones und das Goethe-Institut, dafür sorgen, daß die Professoren und Studenten in China mit deutschen Büchern hinreichend versorgt werden. Da nahezu die gesamte in Frage kommende Literatur dieses Jahrhunderts in Taschenbuch-Ausgaben zu haben ist und die Zahl der Deutschstudierenden sich vorerst in Grenzen hält, sollte dies durchaus erschwinglich sein.

Den chinesischen Lehrkräften und den aus der Bundesrepublik entsandten Dozenten und Lektoren, die in China unter schwierigsten Bedingungen Pionierarbeit leisten, sollte man helfen. Man hilft damit auch der deutschen Literatur. MARCEL REICH-RANICKI